



Airbus-Aufsichtsratschef Strauß, Geschäftsführer Pierson: Heikle Aufgabe

37,9 Prozent am europäischen Airbus-Konsortium, British Aerospace und die spanische Casa sind mit 20 und 4,2 Prozent nur Juniorpartner.

Das Einvernehmen über Strauß täuscht allerdings nur Harmonie vor. Eine Ebene unter dem Aufsichtsrat, in der Geschäftsführung des Airbus-Konsortiums, prügeln Franzosen und Deutsche munter aufeinander ein.

Der Streit entzündet sich regelmäßig an Jean Pierson, einem bulligen Franzosen, der von Aérospatiale kommt und sich vom Verkaufschef zum Airbus-Präsidenten aufgeschwungen hat. „Ein Napoleon“, urteilt der deutsche Gutachter Pfeiffer über Pierson, mit „erheblichem Verdrängungsvolumen“.

Die Konstruktion des Airbus-Konsortiums macht es Pierson leicht. Die Airbus Industrie ist ein „groupement d'intérêt économique“, eine lose wirtschaftliche Interessengemeinschaft nach französischem Recht. An ihrer Spitze steht ein Geschäftsführer, der eigentlich nur die Interessen der Partner koordinieren soll. Pierson ist jedoch weit mehr.

Seine Rolle als Verkaufschef der Airbus-Gemeinschaft hat der Franzose geschickt genutzt und sich nach außen als Repräsentant von Airbus schlechthin herausgeputzt. Und weil Pierson immer verstanden hat, den Airbus als eigentlich französisches Flugzeug zu verkaufen, reden die Franzosen ihn dankbar als „Präsident“ an – ein Titel, den Pierson „usurpiert“ hat, kritisiert Pfeiffer.

Zwei Tage verbrachte der ehemalige Bankier zusammen mit den drei anderen Weisen in der Airbus-Zentrale in Toulouse und versuchte, Pierson und dessen zahlreichen Direktoren deren Geheimnisse zu entlocken. Vergeblich, die Airbus-Verwaltung, aufgebaut nach dem Länderproporz wie die Brüsseler EG-

Behörde, erwies sich als nahezu undurchdringliches Unterholz.

„Was kostet eigentlich ein Airbus?“ fragte Pfeiffer zum Beispiel Pierson. „Das ist mir egal“, knurrte der zurück. Er müsse nur billiger sein als der Konkurrent Boeing.

„Der Mann verkauft und denkt an nichts anderes“, rügt Pfeiffer. Diese Lässigkeit trifft nicht zuletzt die Deutschen. Hartmut Mehdorn, Chef des Unternehmensbereichs Airbus bei MBB, klagt beispielsweise darüber, daß Pierson die Flugzeuge in viel zu vielen, die Kosten hochtreibenden Varianten verkauft.

Einige Fluggesellschaften bekommen auf Wunsch ihren Airbus nicht mit den Toiletten vorn und hinten in der Passagierkabine, sondern in der Mitte, genau dort, wo die Flügel mit dem Rumpf verzahnt sind. Da ist kein Platz für die Abflußrohre.

Immer wieder weist Mehdorn die Kollegen in Toulouse auf solche Probleme hin, erfolglos. Weil das Airbus-Defizit vom Steuerzahler ausgeglichen werde, fehle es in Toulouse „am Bewußtsein für Kosten und Sparen“, meint Pfeiffer.

Die Gutachter wollen deshalb die personellen Wucherungen in der Airbus-Zentrale abschneiden. Ein Vorstand mit sieben gleichberechtigten Mitgliedern, davon vier aus den Partnerfirmen, müsse eingesetzt werden. Der soll nur für das Tagesgeschäft zuständig sein. Ein Präsident ist nicht vorgesehen.

Die wichtigste Aufgabe im Vorstand fällt dem Finanzchef zu. Er hat gegenüber allen am Airbus Beteiligten umfassende Rechte auf Auskunft und soll so eine aussagefähige Gewinn- und Verlustrechnung sicherstellen.

MBB-Manager Mehdorn hat diesen Job vorsorglich schon mal für einen Deutschen reklamiert. Fiele der Posten an ein anderes Land, wäre Mehdorn der

einzigste deutsche Vertreter im Vorstand und damit leicht von den anderen niederzustimmen. Bislang ist ein Brite für die Airbus-Finzen zuständig.

Veränderungen im Management sind nötig, schreiben die Gutachter in ihrer Studie, und zwar „so bald wie möglich“. Andernfalls wären „ernsthafte Verzögerungen in der Produktion, schwerwiegende zusätzliche Kosten und, was das Schlimmste wäre, der Verlust von Goodwill bei den größeren Fluggesellschaften“ zu erwarten. Spätestens 1992, wenn der EG-Binnenmarkt kommt, müsse aus Airbus eine europäische Holding werden, in die alle Partnerfirmen ihre Airbus-Produktionsstätten und -Entwicklungskapazitäten einbringen.

Für die deutsche MBB würde das bedeuten: Abtrennen des Airbus-Anteils vom übrigen Unternehmen. Da aber ziviler Flugzeugbau allein nicht überlebensfähig ist, müßte auch die militärische Flugzeugproduktion mit der Fertigung des Kampfflugzeugs Tornado ausgegliedert werden.

Solche Planspiele werden sicherlich in Stuttgart, bei Daimler-Benz, mit Wohlgefallen verfolgt. Konzernchef Edzard Reuter zeigt Interesse an der High-Tech-Firma MBB, will aber nicht die unkalkulierbaren Airbus-Risiken übernehmen.

Wird der Flugzeugteil ausgegliedert, dann wandern die interessanteren MBB-Stücke an das Privatunternehmen Daimler-Benz. Die verlustreichen Airbus-Teile bleiben in Staatshand.

FLICK

Art Vaterflgur

Weil ihm seine Neffen das Milliarden-Vermögen streitig machen, greift Ex-Konzernherr Friedrich Karl Flick auf seinen gefeuerten Adlatus zurück: Eberhard von Brauchitsch.

Die Gegend am Zürichberg ist eine der besten Adressen in ganz Europa. Dort liegen das Dolder Grand Hotel, wo Henry Kissinger gern absteigt, und andere Immobilien von gediegener Solidität. Wer hier lebt, will Diskretion.

Das gilt vor allem für einen kürzlich Zugezogenen in der Titlisstraße Nummer 37, einer rundum gesicherten Residenz am Dolderhang. Das Glockenschild trägt nur zwei Buchstaben, mit denen in der Schweiz kaum einer etwas anfangen kann. Doch in der Bundesrepublik sind sie zum Begriff geworden: v.B.

Der frühere Flick-Majordomus Eberhard von Brauchitsch, 61, firmeninternes Kürzel v.B., hat mit seiner Frau Helga das neue Domizil bezogen. Der Manager, der mit seiner „Pfleger der Bonner Landschaft“ zur Symbolgestalt der gekauften Republik wurde, wagt aus der Stadt der Nummernkonten einen Neuanfang. Seine Talente sind wieder gefragt, er ist ganz oben dabei. „Ich will meine

Erfahrungen weitergeben“, so Brauchitsch schon vor zwei Jahren, „als Berater und eine Art Vaterfigur.“

In dieser Rolle ist er erstmals bei dem Verleger Hubert Burda aufgetreten. Offiziell kümmert sich Brauchitsch ums Ostgeschäft, die Verbreitung von „burda moden“ im Ostblock. Immerhin war er schon mal im Pressegeschäft, als Generalbevollmächtigter von 1971 bis 1973 und 1983 bis 1985 als Berater bei Axel Springer. Hubert Burda schätzt den Edelmann inzwischen als Ratgeber in allen Lebenslagen.

Zu einem zweiten Industrie-Erben hat der Abkömmling einer schlesischen Adelsfamilie wieder einen guten Draht, er steht einem milliardenschweren Ex-Industriellen zur Seite: seinem früheren Chef Friedrich Karl Flick (Kürzel: FKF).

Die promovierten Juristen werfen FKF vor, er habe beim Verkauf gegen die Auflage des Firmengründers verstossen, das Unternehmen „so lange als irgend möglich im Besitz der Familie zu halten“. Sie verlangen zumindest eine neue Verteilung des großväterlichen Erbes, FKF hingegen fordert im Gegenzug die 225 Millionen Mark zurück.

Bei der rechtlichen Auseinandersetzung spielt eine Rolle, unter welchen Umständen Mick und Muck abgefunden und ob sie, wie die beiden behaupten, trickreich rausgedrängt wurden. Die Verhandlungen mit den Neffen führte damals Eberhard von Brauchitsch.

Von Bedeutung ist auch, ob FKF tatsächlich verkaufen mußte und ob er so wenig Einfluß und Überblick in seinem

zeigen, daß Flick mit der Spendenaffäre nichts zu tun habe.

So kam der Sohn, der sich in den Schuhen des Vaters verloren hatte und nichts mehr als eine Verurteilung fürchtete, ungeschoren davon. Sein Adlatus wurde wegen Steuerhinterziehung in Höhe von 16,8 Millionen Mark zu zwei Jahren Freiheitsstrafe auf Bewährung und 550 000 Mark Buße verurteilt.

Rätselhaft blieb bis zuletzt, warum Brauchitsch niemals erklärte, er habe bei den Geld-Transfers auf Anweisung Flicks gehandelt. Vertraute von einst wollen wissen, daß das Verhältnis zu Flick selbst in den schlimmsten Zeiten so schlecht gar nicht war. Ein Beleg dafür ist ein Satz, den Brauchitsch gegenüber dem „Zeit“-Autor Ben Witter, kurz vor dem Parteispenden-Urteil, äußerte:



Partner Brauchitsch, Flick (1981), Züricher Brauchitsch-Domizil: „Ich bin kein Rachetyp“

der Brauchitsch 1982 kurzerhand die Tür gewiesen hatte.

Der wohlhabendste Deutsche macht schwere Zeiten durch. Familienmitglieder trachten nach seinem Besten, dem Geld. Eigentlich müßte es zum Abgeben reichen. Sein Unternehmen hat Flick für 5,3 Milliarden Mark, leider brutto, an die Deutsche Bank verkauft und rund 1,6 Milliarden Mark, netto, an den Fiskus gezahlt.

Die Enkel des Firmengründers Friedrich Flick, Gert-Rudolf („Muck“), 44, und Friedrich Christian („Mick“), 43, die 1975 mit ihrer Schwester Dagmar für 308,5 Millionen Mark Abfindung aus der Firma gedrückt worden waren, machen ihrem Oheim FKF die Milliarden streitig. Sie hatten zwar nach dem Verkauf von der Flick KG als „Ausgleichszahlung“ noch 225 Millionen Mark erhalten, aber das erscheint ihnen unzureichend. Deshalb prüfen sie, ob sie vor Gericht auch vom Onkel Geld herausholen können – es geht um rund eine Milliarde Mark.

eigenen Konzern hatte, wie er gern behauptet. Mick und Muck suchen deshalb zu belegen, was Staatsanwälte nicht konnten: FKF soll die Spendenpraktiken im Detail gekannt haben.

Diesen Streit kann der scheue Flick ohne seinen einstigen Adlatus Brauchitsch nur schwer überstehen. Längst verteidigt Brauchitsch in Gesprächen seinen früheren Chef gegen die Vorwürfe der Neffen und ist von FKF für den in Frankfurt schwebenden Prozeß als Zeuge benannt worden.

Die Liaison gibt selbst engen Freunden der ungleichen Partner Rätsel auf. Die Schulfreunde, so sah es aus, hatten sich wegen der Parteispenden-Affäre seit 1982 immer weiter zerstritten. Damals, die Staatsanwälte ermittelten schon ein Jahr gegen Brauchitsch und hatten auch den Konzernchef im Visier, räumte Flick seine Zentrale mit einem Kahlschlag aus – angeblich ohne Vorankündigung erhielt Brauchitsch die Kündigung. Die Säuberungsaktion gehörte zur Verteidigungsstrategie: Die Rausschmisser sollten

„Hätte ich mich retten wollen, stünde ich nicht vor Gericht. Aber merkwürdig: Ich bin kein Rachetyp.“

Immerhin bezog Brauchitsch von Flick eine stattliche Pension, die angeblich bei 600 000 Mark jährlich lag. Zum 60. Geburtstag schrieb er FKF voriges Jahr einen Glückwunsch. Und in Mettmann-Metzkausen hatten die Brauchitschs in einem Flick-Haus ein lebenslanges Wohnrecht. Doch erst seit seinem Wechsel nach Zürich, wo er sich noch nicht angemeldet hat, lebt der Manager wunschgemäß unbehelligt. Tochter Bettina studiert dort. Und vielleicht sind die Brauchitschs auch nur die Vorhut.

Denn Friedrich Karl Flick kommt mit seinen 180 Millionen Mark Zinseinnahmen (brutto) jährlich nicht aus, weil er sich und seine mehr als 100 Angestellten vom Leibwächter bis zum Zahlmeister versorgen muß. Er denkt, so wissenden Freunde, darüber nach, ob er nicht Schweizer Steuerbürger werden soll. Dann ließe sich von den Zinsen leben. ◆